

Rorschacher Waschttag

Autor(en): **Egloff, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **45 (1955)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1004485>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rorschacher Washtag¹

Von *W. Egloff*, St. Gallen

Es ist wohl allgemein bekannt, dass in früheren Zeiten rings um St. Gallen bei Sonnenschein die Leinwandtücher auf den grossen Wiesen vor den Stadttoren ausgebreitet wurden. Vornehmlich die für den Handel bestimmte Leinwand wurde diesem Bleichprozess unterworfen. Noch heute zeugen Namen wie «Kreuzbleiche, Bleicheli» von der Bedeutung dieses Gewerbes. Heute erleichtert der Chemiker dem Textilfabrikanten die Arbeit; selbst bei Regenwetter braucht er nicht mehr bangend an den verhängten Himmel zu schauen. Die moderne Bleicherei hat sich von der Witterung völlig unabhängig gemacht.

Und doch hat sich das alte Verfahren des Bleichens bis heute, allerdings in ganz beschränktem Rahmen erhalten; denn die Waschfrauen am See bei Rorschach sind dieser altbewährten Arbeitsweise treu geblieben.

Am östlichen Ausgang von Rorschach bestand bis in unser Jahrhundert hinein noch ein freies Seeufer. Heute ist dieser Uferstrich durch Aufschüttungen für die Parkanlagen schon wesentlich zusammengeschrumpft, während er früher unmittelbar hinter den letzten Häusern von Rorschach begann. Es ist dies ein eher ältliches Quartier. Die wohlhabenden Bürger Rorschachs hatten sich längst bergseits gegen Mariaberg hin angesiedelt und ihre alten Häuser im Städtchen den ärmern Familien überlassen². So hatten gegen Ende des letzten Jahrhunderts eine ganze Reihe Familien mit patriarchalischer Kinderzahl in diesen östlichen Quartieren Wohnung genommen. Für jedes neu zur Welt kommende Kind wurde am langen Familientisch ein weiterer Löffel hinzugefügt. Es bedurfte harter Arbeit bis weit in die Nacht hinein, um stets genug Brot für die hungrigen Mäuler bereit zu haben. Auch die Frauen suchten auf alle erdenkliche Art, ihren Haushalt sparsam zu gestalten. War es da zu verwundern, dass sie mit ihrer Wäsche hinaus an den See zogen? Eine eigentliche Wascheinrichtung stand ihnen in den Häusern ohnehin nicht zur Verfügung, und zudem konnte die Mutter, während sie die Wäsche besorgte, stets ein wachsames Auge auf ihre Kinder­schar halten, die sich natürlich ebenfalls am Seeufer aufhielt. Auch waren viele Hände beim Wassertragen sehr erwünscht.

So zog denn morgens in aller Frühe die Frau mit einem Wägelchen hinaus an den See. Auf dem Wagen befanden sich ein Brett, mehrere Zuber und Eimer, alles noch aus Holz damals, und vor allem die Wäsche. Diese wurde

¹ Nach den Erinnerungen eines alten Rorschachers.

² Vgl. zur Geschichte Rorschachs: *Willi*, F.: Geschichte der Stadt Rorschach und des Rorschacher Amtes, Heimatmuseumsgesellschaft Rorschach 1947, und ders.: Baugeschichte der Stadt Rorschach (1932); *Wahrenberger*, J.: Rorschach, Kleine Stadtgeschichte in alten Bildern (Beilage zum Ostschweiz. Tagblatt 1954).

Rorschach,
Wäsche am
Bodensee, 1952

Photo:
Robert Wildhaber



nun in den Zubern mit dem weichen Seewasser gründlich eingeweicht und im Wasser liegen gelassen. Unterdessen kehrte die Frau zurück in die Küche, um das Frühstück zu bereiten. Gleich nachher fand man sie wieder draussen am See, wo sie Stück um Stück einseifte und zusammenrollte, wobei die Wäsche tüchtig geknetet wurde. Dieses Einseifen geschah auf dem Brett und wurde mit einer Bürste noch intensiviert. Das Brett liess man entweder auf dem Wagen liegen oder man legte es auf einen der grossen Quadersteine, die aus dem nahen Steinbruch für den Verlad auf die Lastkähne hierher gebracht worden waren. Wir finden heute noch einen solchen Stein an der Stelle, ein letzter Zeuge verschwundener Zeiten. War die Wäsche gut eingeseift, so konnte bald zum dritten Akt der Arbeit fortgeschritten werden. Die Wäschestücke wurden gründlich ausgewaschen und gespült. Dabei war die Hilfe der Buben sehr angenehm. Mit Kübeln und Kesseln, allen möglichen behelfsmässigen Geräten, stiegen sie zum Wasser hinunter und trugen das reinigende Nass zu den Standen, wo die Mutter Stück um Stück eintauchte, tüchtig wrang und wieder eintauchte. Immerfort wurde das Wasser erneuert, indem man den Pfropfen am Boden der Stande entfernte. Das war ein rechtes Vergnügen für die Buben, denen damals jegliches Baden am offenen See verboten war. Für ihre Arbeit stürzten sie sich in das einzig taugliche Gewand, die Badehose. Bei dieser Arbeit drückte auch der Hüter der Ordnung beide Augen zu und liess das muntere Treiben gewähren.

Entstand einmal eine Arbeitspause, so fand man schnell eine andere Unterhaltung, denn die Angelrute durfte nie fehlen am Waschtage. Mit grosser Behendigkeit holten die Buben die Fische aus dem See und bald rauchte auch irgendwo ein kleines Feuerchen, denn Brennholz schwemmte der See stets in reicher Fülle an. Auf diesem Feuer wurden die Fische gebacken und gleich darauf verzehrt. Natürlich waren diese Gerichte weit schmackhafter als alles was die Mutter in ihrer Küche zubereitete.

Doch mittlerweile hatte die Mutter ihre Arbeit beendet und breitete die Wäschestücke eines neben dem andern auf der Wiese aus. Hemden, Handtücher, Unterwäsche, Leintücher, alles reihte sich aneinander, alles in völlig nassem Zustand. Denn nur so erreichte man die bleichende Wirkung der Sonne. Auch mussten die Stücke immer neu begossen und genetzt werden, wiederum eine herrliche Beschäftigung für die Jungmannschaft. Allerdings befand sich diese nicht gerade im wünschenswerten Zustand der Sauberkeit. So nahm denn die Mutter ihre Kinder, nach all dem Treiben um die Feuerstelle herum, eines nach dem andern vor, stellte sie in die nun leere Stande und mit Bürste und Seife erfolgte auch diese Wäsche mit der notwendigen Gründlichkeit. Dann wurde die ganze Kinderschar für das Begiessen eingesetzt. Nie darf ein Stück trocken werden, denn die grelle Bestrahlung durch die Sonne macht die Wäsche brüchig. Und wahrlich sie bewiesen es, diese Wäschestücke, dass diese Rasenbleiche sehr wenig schadete: vielfach geflickt und zusammengesetzt halten diese Stoffe immer noch zusammen. Sie stammten aus den Truhen der Grossmutter und der Tanten, zeugten vielfach noch von früherem häuslichem Fleiss, als man die Abende noch mit Spinnen ausfüllte und seine Ehre darein setzte, eine eigene Aussteuer herzustellen.

Gegen Abend wurde dann die Wäsche heimgebracht; sie durfte nicht ganz trocken sein, gerade geeignet für das Bügeln. So erlangte man eine weisse duftende Wäsche, wie wir sie heute kaum besser erreichen mit all unsern Maschinen und Waschmitteln.

Im Laufe der Jahre hatte auch der Stadtrat von Rorschach ein Einsehen und stellte am heute noch bestehenden offenen Uferstrich einige Tische auf, was die Arbeit dieser Frauen etwas erleichterte. Vor allem wurden aber Pumpen eingerichtet, damit das mühevoll Wassertragen dahinfallen würde. Die moderne Jugend fand wohl weniger Vergnügen an diesen Wasserspielen als die damaligen Buben, die sich bei der einfachsten Arbeit vergnügen konnte.

Wir stellen also fest, dass diese Wäsche nie gekocht wurde, dass nie warmes oder siedendes Wasser verwendet wurde. Das weiche Seewasser und die Seife allein lösten den Schmutz. Die reichliche Spülung nahm diesen Schmutz weg und die Sonne besorgte den Rest, die Bleichung der Wäsche. Und damit kehren wir zu unserm Ausgangspunkt zurück. Was einst die Leinwandherren von St. Gallen und Rorschach im Grossen an ganzen Stoffballen ausführten und was der St. Galler Leinwand erst die berühmte Blüten-

farbe verschaffte, ist heute abgesunken zu einem meist etwas belächelten und bespöttelten Verfahren der Hausfrauen, die keine Waschküche und keine Waschmaschine ihr eigen nennen und es doch zustande bringen, eine schneeweiße und duftende Wäsche in ihre Schränke zu legen.

Aus dem Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache

(144. Heft)

Von *Wilhelm Altwegg*, Basel

Wenn das neuste Heft des Idiotikons verhältnismässig wenig ausgesprochen Volkskundliches enthält, so ist es dafür reich an Beispielen für die Erscheinungen und die Gesetze des volkstümlichen Denkens und Empfindens, wie es sich in der Mundartsprache ausdrückt.

Die den Anfang des Heftes noch füllenden weitem Belege für *Tochter* in den beiden Bedeutungen, der ursprünglichen von lateinisch *filia* und der wohl unter französischem Einfluss entstandenen von *puella|virgo*, zeigen im Wettbewerb des Wortes mit den Synonyma *Jungfrau*, *Maid*, *Maitli*, *Mätz*, *Magd* das Nebeneinander und zugleich den beständigen Wechsel und Wandel der Namen für dasselbe oder doch nächstverwandte Ding. Die Doppeldeutigkeit machte für die zweite Verwendung den bestimmenden Zusatz *ledig* nötig, und in pejorativer Entwicklung verschiebt sich das Wort weiter zum Synonym von *Gell-Tochter*, *hübsche Tochter*, *Frau*, *Huer*, *Mensch*, *Mätz*, *Dirne*, also zur Bezeichnung für die liederliche Frauensperson. Begreiflich, dass deshalb an Stelle des abgewerteten Wortes andere wie etwa *jung Maitli*, *Jungfrau (Jungfer)* usw. traten. Zürich hat, was vielleicht hätte bemerkt sein dürfen, heute noch an der *Höbern Töchterschule* festgehalten, während in Basel wegen der terminologischen Gleichheit mit den Knabenschulen das alte bodenständige *Töchterschule* dem erst noch nicht völlig passenden Fremd- und Allerweltswort *Mädchengymnasium* hat weichen müssen. Unsere Enkel und Urenkel werden damit kaum mehr ohne weiteres verstehen, was im alten Emmentaler Hochzeitstanz die Anfangszeile *Bin albe-n-e wärti Techter gsi* bedeutet, und die Philologen werden erklären müssen, dass hier die Ledige gemeint und wie bei *Brüeder* der schon 1386/87 belegte und heute geographisch in drei gesonderten Gebieten geltende Umlaut, mitbestimmt vom früheren Kinderreichtum, aus der Mehrzahl in die Einzahl eingedrungen ist. Gebräuchlicher geblieben sind, weil weniger missdeutbar, die Zusammensetzungen *Hustochter*, *Saaltochter* und *Serviertochter*, *Ladetochter*, *Lebrtochter*, allerdings auch schon bedrängt von den ihrerseits gleichfalls z.T. in der Degradation begriffenen *Magd*, *Dienstmädchen (-maitli)* und der sozial am höchsten gewerteten *Hausangestellten*. Von den Zusammensetzungen mit der Bedeutung von *filia* ist die aus Rudolf von Tavel bekannte *Baret(li)*-